

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 46

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erschließung auch in sämtlichen Bahnhofs-Kiosken / Abonnements-Einsparungen auf Postchek-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Grosseflossli 'Schweizer Frauenblatt', Zürich
Verlags-Annahme: August Dittli, St.-O., Stodlerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postchek-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Bundesdruckerei Winterthur AG., Winterthur, Telefon 2 22 52, Postchek-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einpaltige Minimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp., Schiffsfreigabe 60 Rp. / Seine Verbindlichkeit für Placierungsvorchriften der Inserate - Inseratenschluß Montags abends

Im Kanton Bern erleben die Frauen interessante Dinge

Der vergangene Sommer und der Herbst haben den Berner Frauen Ereignisse gebracht, die zur Gemeinbewegung, die wir mitten in einer ziemlich fröhlichen Entwicklung der Frauenrechte verlebender Art leben, die durch die rationellere Bewältigung kaum mehr aufzuhalten ist. Da war zuerst der internationale Frauentag in Interlaken, der manche anglicke Bernerinnen doch auffordern und erheitern liess, daß wir alle einer neuen Zeitperiode entgegengehen und daß auch wir uns mit diesem Neuen abfinden haben, das uns nicht immer leicht und angenehm erscheinen mag. — Der Herbst brachte uns die erste kantonal-kirchliche Arbeit in Form einer Kirchenversammlung, an der alle Bernerinnen teilgenommen konnten, die Mitglieder der evangelisch-reformierten Landeskirche sind. Am 13. Oktober wurde in dieser Versammlung von bernischen Kirchenrat, von Männern und Frauen, die neue Kirchenordnung angenommen. Leider hatten sich zu dieser Abstimmung auch die Frauen recht wenig zahlreich eingefunden, obwohl die Verfassung in erfreulicher Weise an die Neuordnung der inneren Angelegenheiten unserer evangel.-reform. Landeskirche herantritt und man ihr Aufmerksamkeit und Sympathie nicht hätte verlagern sollen. Die Befähigung zum Mitmachen an dieser Abstimmung ist den Bernerinnen schon durch das neue Kirchengesetz erteilt worden, das im Frühling des Jahres 1945 vom Bernerhof angenommen worden ist und das seit Neujahr 1946 in Kraft besteht. Die Einführung der Stimms- und Wahlberechtigung der Frauen aller evangel.-reform. Kirchgemeinden in kirchlichen Angelegenheiten ist sicherlich ein großer Fortschritt in der kirchlichen Rechtsstellung der Frauen, die vorher infolge der Gemeindeautonomie eine so unklare und eine so ungleichmäßige gewesen ist. Doch das Kirchengesetz der Frauen neben der Wahlbarkeit in die Kirchensynode nicht auch die Wahlbarkeit in den Synodalkollegien zugelassen hat, und daß das Gesetz es auch verhindert, daß die Theologinnen Pfarrämtern werden können, ist allerdings zu bedauern. Aber die Frauen könnten von den ihnen nun zustehenden Rechten einen besseren Gebrauch machen, als dies am 13. Oktober bei der Abstimmung über die Kirchenverfassung und den gleich vorgenommenen Wahlen der Mitglieder der Kirchensynode der Fall gewesen ist. Nur zwei Frauen sind im Gebiet des ganzen Kantons in die Synode der evangel.-reform. Landeskirche gewählt worden, was zum Teil sicherlich einer gewissen Unaufmerksamkeit und Interesselosigkeit des kirchlichen Frauenvolkes zu verdanken war. Es ist zu hoffen, daß bis zu den nächsten Wahlen, die erst in vier Jahren erfolgen werden, das kirchliche Interesse der Frauen reger wird und daß es in der Zwischenzeit bei allfälligen eintretenden Vakaturen auch möglich sein wird, daß dort eine Frau in die Kirchensynode eintreten zu lassen.

Gegenwärtig sind andere Dinge in den Vordergrund unseres Interesses getreten. Die Frauen, und wohl auch die bernische Regierung, hatten damit gerechnet, daß der Gesetzesentwurf für die Erweiterungen der Rechte der Frauen in Gemeindeangelegenheiten bereits in der heute, d. h. am 11. November eröffneten Ses-

sion des Großen Rates zur Verhandlung kommen würde. Dieser Gesetzesentwurf und die ihm vorausgehende Vorberatung (der Vortag) der Gemeindefrauen, die volle Sympathie der Bernerinnen. Der Gesetzesentwurf selbst ist sehr knapp gehalten und verlangt in wenigen Artikeln eine Änderung des Gemeindegesetzes von 1917 durch welche den Frauen durch die einzelnen Gemeinden das Stimm- und Wahlrecht — je nach Bedürfnis und Reife der Gemeinde — erteilt werden kann oder auch nicht. Diese Art des gesetzgeberischen Vorgehens ist langsam, vorichtig und darum nicht vernünftig. Sie entspricht vollständig der in der Petition der Bernerinnen vom Frühling 1945 aufgestellten Forderung: Sehr frauenfreundlich und verständnisvoll ist auch die Kommittee des d. h. der Einführung zum Gesetz, die die bernische Gemeindefrauenvereine vertritt hat. Sie enthält eine klare Heberklärung über die Entwicklung der Frauenrechte und -pflichten im Kanton Bern, erinnert daran, daß ein Frauenstimmrecht in Gemeindeangelegenheiten im Kanton Bern von 1833—1886 bereits bestanden hat, das nicht ohne Protest der Bernerinnen seinerzeit unter den Tisch gewischt worden ist. Auch über die Entwicklung der Mitarbeit der Frau in den anderen Kantonen und im Ausland sind eingehend gesprochen worden und die Gemeindefrauenvereine haben dafür manches Gute und Zustimmungswürdige. Trotz der Weitschichtigkeit und dem vorrichtigen Entgegenkommen hat die Vorlage in der vorberatenden großräumigen Kommission doch keine gute Behandlung erfahren. Mit 8 gegen 6 Stimmen hat sie beschlossen, dem Großen Rat Nichtentzeten zu empfehlen. Es war vorauszusetzen, daß bei der gegenwärtigen Geschäftsüberlegung des Großen Rates durch eine vielleicht heftige und langwierige Diskussion über das Frauenstimmrecht in der Gemeinde und über das Frauenwahlrecht überhaupt eine unerwartete Verknüpfung in der Absichtung anderer termingebundener Geschäfte hätte eintreten können. Deshalb hat der Regierungsrat seine Vorlage von der Traaktandenliste der laufenden Session zurückgezogen und stehen die Bernerinnen nun vor der Tatsache, daß das Gesetz vielleicht noch längere Zeit auf Beschränkung und Abstimmung warten muß. Inzwischen haben in Bern und Thun Versammlungen stattgefunden, die sich zu dem unmittelbaren Gesetzesvorlage in absolut stillstimmendem Sinne und in kräftiger Resolutionen äußerten, die man in irgend einer Weise an den Großen Rat richten wird. Es wird durch die Entwicklung der Dinge der Frauen möglich sein, im Kanton Bern für eine bessere Auffassung zu sorgen und herauszuheben, daß die Gesetzesvorlage den bernischen Verhältnissen, d. h. der großen Ungleichheit in der sozialen und wirtschaftlichen Lage, und Entwicklung der Gemeinden entspricht, und daß doch dort, wo der rechte Geist und die richtige Schaffensfreude für das Gemeinwohl in der ganzen Bevölkerung der Einwohnergemeinde vorhanden sind, den Frauen der Weg zur Mitarbeit in ihrer Gemeinde geöffnet werden kann. A. L. G.

Resolution in Bern und Thun

Die am 5. November 1946 in Bern verammelten Frauen und Männer hielten einen Vortrag von Herrn

Regierungsrat Dr. Gioanoli, Direktor des Gemeindefrauentages des Kantons Bern, über die Vorlage für das Frauenstimmrecht in Gemeindeangelegenheiten an. Nach reichlicher Diskussion drückt die Versammlung (einstimmig) ihre Genugtuung aus über diese Vorlage, die in zeitgemäßer und der bernischen Tradition entsprechenden Weise die Gemeinden des Kantons Bern ermächtigen will, in ihrem Gebiet den Frauen das Stimm- und Wahlrecht zu erteilen. Sie erbitten hierin eine gesetzliche Maßnahme, die es den Gemeinden gestattet wird, als metropolitane Kreise bei der Lösung ihrer heute so wichtigen sozialen Aufgaben zur Mitarbeit heranzuziehen. Sie appellieren daher an den Großen Rat des Kantons Bern, in seiner Stellungnahme Sonderinteressen nicht in Erwägung zu ziehen und dieser Vorlage für die Erweiterung der Rechte der Frauen in Gemeindeangelegenheiten im Interesse des Gemeinwohles zuzustimmen.

Einstimmig gefaßt in einer von Männern und Frauen gut besuchten Versammlung am 5. November 1946, im Hotel National, Bern.

Auf Veranlassung des Frauenstimmrechtsvereins Thun und des Gemeinlichen Frauenvereins Thun fand am 7. November in Thun eine gut besuchte Versammlung statt, in welcher Fraulein Therese Brüttler, Sekretärin des Vereins in Thun, über die regierungsrätliche Gesetzesvorlage für die Einführung des fakultativen Frauenstimm- und Wahlrechts in den vertriebenen Einwohnergemeinden orientierte. Dem Vortrag lag zum Teil ein Thuner-Gemeindebericht aus dem Jahre 1944 zu Grunde. Nach einstimmiger Diskussion folgte die Versammlung einstimmig folgende Resolution zuhanden des bernischen Großen Rates:

Die Versammlung, die sich am 7. November in Thun über die regierungsrätliche Vorlage zur Erweiterung der Rechte der Frau in Gemeindeangelegenheiten orientieren ließ, dankt dem bernischen Regierungsrat für seine Stellungnahme zugunsten der Frauen und drückt den Wunsch aus, der Große Rat möge bald und im gleichen Sinne sich zur Einführung des fakultativen Gemeindewahlrechts der Frauen entschließen.

Orientierung

E. B. Eine Schar junger Mädchen hat kürzlich an einem Orientierungslauf teilgenommen. Die Teilnehmerinnen, Mittelschülerinnen und sogar Sekundarschülerinnen. Eine Gruppe dieser Allerjüngsten hatte besonders guten Erfolg, weil ihre Leiterin die Kameraderinnen nicht allein nach der Landkarte dirigierte, sondern sich des Kompasses sachgerecht zu bedienen wußte. Wir haben das Bild dieses Schulmädchens gesehen: ein fröhliches, gesundes Mädchen, das hellen Blick gesammelt auf den in der Ferne erhobenen Kompaß gerichtet, ein Sonnenstrahl blüht über seine blonden Zöpfe, Zumper und Turnschuh lassen den Gliedern alle freie Bewegung — die Hüfte aber stehen im Dicksicht; es dirigiert den Lauf der behinderten Füße aus dem Willen, das ihn der Blick auf den Kompaß gibt.

Könnte dies Bild nicht sehr wohl als Symbol für die schweizerischen Frauenbewegung gelten? Haben wir doch noch immer ein Dicksicht zu durchschreiten, das um so höher, geschickter und erfolgreicher überwinden werden kann, je deutlicher unruhig das Ziel, je sicherer die Wegweisung. Am schweizerischen Frauentag sind Ziele gezeigt worden. In Resolutionen hat man sie in kürzester Form zu benennen versucht. So weit sie gesetzgeberisch und praktisch der Welt sind, kann man sie klar aufschreiben; schwieriger ist es, alle feinen Nuancen innerlicher Art zu berücksichtigen, wenn man in kurzer und prägnanter Art auch die geistig und seelisch bestimmten Ziele formulieren will. In den wesentlichen der Referate wurden diese Ziele der schweizerischen Frauenbewegung aufgeschrieben, klar in der Sache und in seiner Aufstellung umschrieben.

Was aufzuschreiben ist, wurde damit einer weiten Öffentlichkeit bekanntgemacht. Wie diese Ziele erreicht werden können, wie das hindernde Dicksicht überwinden werden soll, darüber ist Endgültiges in Kürze weniger gut auszusagen. Im Dicksicht lauert bei diesem „Orientierungslauf“ ja sehr viel Dorngras, das dieses Wachstum während Jahrhunderten wüchsen machte, und es fehlen nicht Fellen und Fußgelenke, die der interessierte Jäger im Dicksicht aufgestellt hat und sorgsam immer wieder reparieren wird, wenn immer findige Köpfe

die entworfen und außer Betrieb zu setzen versuchen. Das Dorngrasfräulein der selbstgeführten Meinungen und der Vorurteile ist sehr froh. Auch wenn die Frau von Anfang mit ihrem Anhang von Maßregeln und Maßregeln nicht mit ihrem Geschießknäuel liebevoll betreuen würde, hätte es genügend Bähigkeit und Dicksicht, um munter fortzumachen. Am besten gedeihen in diesem Dicksicht zwei Kastanien, deren beiderseitige Blüten wohlgepaart sind, die naturgemäß vorhanden, zahlreiche Samen produzieren zu machen. Da ist die rotblühende *Egocista masculina*, ein stark verbreitetes Gewächs, das hochaufstrebend weiten Raum beansprucht und alles beiseite drücken will, was neben ihm aufwachsen möchte; und da ist, als einzige Pflanze, die in seiner Nähe gut gedeiht, die rotblühende *Epigaea feminea*, die, überall sich durchwindend, ihre weitreichenden Zweige ausbreitet, wo immer sie im Windhauch der erligantenen Sorte ihr behütet Nest anfinden kann. Wieder gestaltet sich ihr Zweigegeirre, kühlend über die schöne Blüte, doch ihre Stacheln sind nicht minder spit.

Kann man den Weg durch solches Dicksicht frei bekommen, ohne Kämpfer zu sein? Oder besser, kann man ein solches kämpfen ohne kämpferische Klüften? Solche Fragen ergeben sich nicht erst heute. Seit mehr als zwei Jahrhunderten schon scheiden sich die Auffassungen über das Was die langen und mühsamen Wege. Als sich seiner Zeit eine kleine Minderheit von Frauen probieren die ersten Schritte ins Dicksicht schlug, mußte sie kämpfen, mußte sie gleichsam mit schweren Äxten der Kastanien entfangen Raum für ihre Füße schaffen. Heute, da der Weg etwas gehabter ist, sich aber doch auf besonderen Strecken immer einmal wieder im Dicksicht verliert, ist statt der Streitart meist nur ein friedliebendes Werkzeug, sagen wir, eine Baumfäse, in der Hand der frauenbewegten Kampfer zu sehen, oft auch sogar nur ein Federkiel!

Die Abstraktionen über die Frauenstimmrechtsvorlagen in Baselstadt und -Land, in Gené und im Tessin, die Diskussionen, die ihnen vorausgingen,

Michaëla
Ein Frauenstück
Von Iringard v. Haber du Jaur
Das Meer
„Ist es das Meer?“ fragte der kleine Peter bei dem Zumpel, der vorüberlief.
„Nein, nein!“ antwortete Michaëla. „Das Meer ist viel größer!“
„Aber dort!“ rief der kleine wieder und zeigte auf einen viereckigen ausgeföhrenen blauen Lech.
„Das Meer ist viel, viel größer!“ wiederholte Michaëla und merkte, wie sie selber dabei unruhig wurde: Wie groß ist es denn?
Die Eltern waren auf der anderen Seite in einem Schlafzimmern. Sie waren froh, daß Michaëla ihnen die Kunde des Kindes fernbrachte. Endlich schliefen auch Michaëla und der Knabe ein. Am neuen Morgenlicht, nachdem sich die Krage des Knaben nach dem Meer noch einige Male wiederholt hatte, lag plötzlich eine wunderbare beglänzte Fläche vor Michaëlas Blicken, aufgeschwungen lag, ruhende Bewegung, bewegte Unendlichkeit, waren schoben sich da vor, Häuser, der Zug stand. Eine Welle farblos geföhelter Frauen, in kurzen Röcken, kuschelnden Miederchen, Spitzpanzern, Wändern

und Spitzen auf dem Kopf warf sich mit lautem Rufen über die Ankommenden. Doch der Major zog sein Schärlein aus dem Gewühl und führte es höher bis zur Ruhe im silbernen Sand. Die Mutter verteilte Schokolade. Dann gingen die Eltern eine Person zu suchen. Michaëla und Peter blieben sitzen, schauten und staunten.
„Augustin, unermesslich, rund wie die Welt, lag vor Michaëla das Meer. Darüber stieg ebenso unermesslich die Kuppel des Himmels auf, während ein Dröhnen fortgesetzt die Luft erschütterte. Runde Segel schwebten auf der Luft, buntestreifte Zelte standen im silbernen Sand, Kinder spielten, schwarzbraune Leiber trieben Ohnmacht, weißgekleidete Menschen spielten Tennis auf dem dunklen seuchten Sandflächchen. Kinder auf Gelen ritten an ihnen vorüber, geföhrt von den kleinen Treibern in geföhnten farbigen Schürzen. Doch alles versank für Michaëla vor dem gemalten Meer und dem silbernen Sand.
Als spät am Abend der kleine Peter, mit dem Michaëla das Zimmer teilte, eingeschlafen war, stahl sie sich noch einmal hinaus und stieg die Treppe in der Strauß hinunter auf den jetzt ganz menschenleeren Strand. Lieber dem ganz dunklen Meer stieg ein strahlender Sternhimmel auf. Das Donnern war mächtiger als am Tage. Michaëla zog Schuhe und Strümpfe aus, um den Genuß der kühlen Wellen zu spüren. Plötzlich türzten die weißen Wellen den ganzen weiten dunklen Strand entlang auf sie zu wie Flüge von weißen Schwänen, Seantelle, Seantelle mußte sie denken und

hoch die Augen auf und sah auch den Sternenschwan über sich am Himmel. Und plötzlich wußte sie: Der Wind weht mitten in der Ewigkeit und das Herz der Ewigkeit ist die Liebe. Sie ging heim wie auf Flügeln einer rauschenden Weibde getragen. In ihrem Zimmer stellte sie ihr kleines rotes Bild, daß kein Schien das schlauchende Kind nicht trauf und legte sich und schlief. Sie lag in einem Seantelle. Sie hatte auf dem Grund ihres Koffers eine Mappe gefunden mit den Nachbildungen ihrer liebsten Werke aus der Bibliothek. Sie mußte denken, wie Seantelle sie immer gelagt hatte: Sie kenne sie viel, viel zu gut. Nichts auf der Welt hätte ihr mehr Freude machen können. Und so dankte sie ihr denn und schlief sie ihr etwas von dem Erlebnis am nächsten Strand.

„Wenn wir uns auch nie mehr sehen werden, so wollen wir uns doch gleich eingebaut in die Ewigkeit, gleich gehend, wandend, lebend und denkend, und ewig liegend, getragen von der ewigen Liebe.“
Sie lag sich keine Adresse, sie wollte Seantelle nicht in Verführung bringen, das Gebot ihrer Eltern zu übertreten. Sie dachte: Zuerst hat sie zu viel gesprochen, und sie zueletzt zu ihr. So ist es gut.

Nur folgte sich immer schmerz, immer wunderbarer. Etwas. Michaëla war immer mit dem kleinen Peter am Strand. Sie baute mit ihm Burgen, Wagen, Schiffe und Türme im Sand. Sie hatte ihm eine Tafel gegeben zum Aufstellen. Sie hatten beide stundenlang über den kühlen Sand auf dieser wunderbaren Jagd nach Wälfchen, Seeperlen und Tang. Das Koff-

barste waren die kleinen zarten Schalen, die bis auf ihr Perlmutterbor von der Gewalt des Meeres abgerieben waren, glatt, durchsichtig und jede einzelne in einem eigenen farbigen schmalen Strahl. Sie klackerten auch über die Fellen, um in den Wasserflößen das Leben der Seele zu beobachten. Doch das Herrlichste war das Rad Michaëla und Peter, lagen im Sand und ließen sich die Wellen über den Rücken schäumen. Und wenn jede mächtigere und mächtigere angebraut kam, weil die Flut stieg, so nahmen sie sich an der Hand und gingen müde, so nahmen sie den Wellen entgegen, bis Peter nicht mehr standhalten konnte und von jeder Welle umgewälgt wurde. Dann kam aber auch schon der Vater naah und legte ihn sich auf die Schulter und ging trottend mit ihm hinein. Michaëla schammte hinaus und war noch nie so froh, daß sie in Feldmoos im Dorfbach schwimmen gelernt hatte. Die Wellen boben sie und schenken sie und brachen schäumend über ihr zusammen, bis sie sich im fröhlichen Kampf wieder herausarbeitete. Dann ging sie mit dem kleinen nach Hause und tauchte ihn in einen Rüssel heißes Wasser. Sie zog ihm schon den Schlafanzug an und währenddessen brachte das Zimmermädchen Bierette das Essen für die beide. Für Peter war immer ein Tellerchen mit Nachtisch da, Früchte, Gemüse oder Kuchen. Es war davon nicht aufessen konnte, hob Michaëla ihm für den Nachmittag auf. Während seines Nachmittagschlafes hatte sie zu flühen und zu bügeln. Wie sie hiermit frühzeitig fertig, so verzehrte sie in einem kleinen Best ein wenig von ihren Meer- und Himmelserlebnissen zu können. „Für Seantelle“

Jugendverbrechen in China

Von Olga Lee

Die amerikanische Zeitschrift "Life" schreibt, daß Jugendverbrechen in China sehr selten vorkommen, was auch wirklich so ist. Der Beobachter wundert sich, was die Chinesen so im Gängel halten kann.

Der wichtigste Grund, daß es hier in China keine Jugendverbrechen gibt, ist nicht, daß man hier religiös aufwächst, sondern weil hier die Familie einem jeden einen festen Halt gibt. Die Familie lebt nicht nur für die Generation, sondern für alle Zukunft. Sie hat ihre Wurzeln vor hunderten von Jahren, so manchmal vor zweitausend Jahren geschlagen. Jedes Familienmitglied lebt für die Familie. Man arbeitet für sie, heiratet der Familie zu Liebe, hat Kinder, damit die Familie nicht ausstirbt und wird bestrebt der Familie wegen.

In der großen Familie lernt man das Leben und von Tod kennen. Man lernt auch auf andere Rücksicht nehmen; man schämt sich im Umgang mit den Mitmenschen. Jung und alt, Mann und Weib, dumme und geschickte, das alles findet man in der großen Familie vor. Hier hat jeder seine Heimat und findet ein Obdach, wenn er kein Glück im Leben hat.

In China werden Eltern verehrt und die meisten sind auch dieser Achtung würdig. Die Eltern führen sich immer gediegen auf. Sie sind nicht ungenügend vor den Kindern. Der Vater kommt nie betrunken heim. Nur die reichen Chinesen fröhnen den Vätern: Spielen und Opium. Der Mittelstand und die armen Leute sind arbeitssam, und so sind auch die armen Kinder vor den weltfremden Großstadtkindern. Das Kind weiß ganz genau, daß der Ruf seines Vaters und seiner Familie von ihm so gut wie auch von den anderen Familienmitgliedern abhängt. Und so ist es immer bedacht, der Familie keine Schande zu bereiten.

Schon ganz früh lernt ein Chinese vornehmlich zu sein und vernünftig zu handeln. Sich schämen tut nur die Barbaren, und kein Chinese will ungeschickt sein. Ein Mensch hat Verdienst, so muß er ihn auch gebrauchen. — Ich lerne meine Bestimmung ganz früh. Als mein Junge drei Jahre alt war, wollte ich ihm einmal eine Dünne geben. Er schaute mich ganz verdummt an und sagte: "Mama, weißt Du denn nicht, daß ich ein Gentleman bin?" — Ein chinesisches Kind wird selten übermäßig geschickelt. Man ist höflich zu seinen Eltern, wie auch zu den Jüngeren, weil alles Menschen mit Verdienst sind.

Der Chinese weiß Auskunft über Geschlechtsfragen, so daß diese nicht zum Problem werden müssen. Auch da tut sich eine Feine Erziehung kund. Wer sich in dieser Hinsicht zeigen läßt, wird nicht mehr als vornehmer Mensch angesehen. Und in China mit einem Zierverdienst zu werden, ist die größte Schande.

Man lebt in China auch nahe der Erde und der Natur. Feiern ist eine Beschäftigung von einem zwei Millionen Einwohnern. Aber dennoch leben die Chinesen nicht in Mietkasernen, sondern in kleinen einstöckigen Häusern, die auch ein ganz wirres Gestrüß der Erde befeigen. Und die Sonne und der Mond können immer in den kleinen Hof gucken. Weil die Familien meistens groß sind, so spielen die Kinder sehr selten mit Nachbarkindern. Man lebt nebeneinander, kennt aber einander nicht. Jeder für sich selbst und jede Familie für sich selbst, das ist das Motto hauptsächlich in der Großstadt.

Die meisten Chinesen Kinder gehen gerne zur Schule, weil eben das Lernen immer noch hoch angesehen wird bei den Chinesen. Hier herrscht kein Schulzwang. Jedes Kind geht freiwillig zum Unterricht. Auch die Weiber werden verehrt wie die Eltern. Und das gibt wieder einen Halt. So braucht man keine Mutter, wenn man die Menschen achten kann. Die Achtung ist immer noch toll und vernünftig. Achtung gibt einem eine feste Grundlage, an die man sich halten kann.

Die Chinesen fühlen sich als wertvolle und nützliche Glieder der Menschheit, die allein durch ihr Dasein ihr Land bereichern; denn durch sie lebt die Familie weiter, wie auch das ganze Volk. Daß jeder Mensch seinen Platz hat, verhindert Frustrationen und verhilft Konflikte, die oft zu Verbrechen führen. Der Jugend ist daher wenig Gelegenheit und Ursache gegeben zu Verbrechen zu werden.

Hotel Augustinerhof
 St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722
 Zentrale Lage
 Ruhiges angenehmes Haus
 Behagliche Räume
 Gepflegte Küche
 Leitung: Schweizer Verband Volkswesen

Zur schweizerischen Säuglingssterblichkeit

auf welche in Nummer 43 des Blattes hingewiesen wurde, folgendes: Die in der Anfrage angegebenen Sterblichkeitszahlen von 7.1 Prozent für Uri und 6.9 Prozent für Inner- und Ob- u. Nidwalden, und nur 3.1 Prozent für Glarus und Nidwalden als Minima, entziehen dem Jahre 1944. Dagegen erreicht der schweizerische Durchschnitt anno 1944 nicht 4.1 Prozent, sondern 4.2 Prozent.

Obige Tatsachen rufen in eine richtigere Wertbeurteilung, wenn man bedenkt, daß 1942 mit dem Schweizerdurchschnitt von 3.8 Prozent das Minimum nur 3 Prozent im Kanton Zürich lag und das Maximum mit 6.2 im Wallis. Letzteres war mit 3.4 und Inner- und Obwalden mit 3.3 Prozent. Beide standen also unter dem schweizerischen Durchschnitt. Allerdings fällt das Maximum 1945 wieder auf Inner- und Obwalden mit 6.2 Prozent. Uri erreicht 5.3 Prozent, Valaisland hier den Rekord mit nur 2.7 Prozent gegenüber der ganzen Schweiz mit 4.1 Prozent. Da wir in den kleineren Kantonen nur niederen absoluten Geburtszahlen gegenübersehen, so können dort Zufälligkeiten, wie eine größere Zahl von lebensschwachen Frühgeburten oder auch eine Grippeepidemie vorübergehend die Säuglingssterblichkeit in die Höhe schießen, ohne daß irgendwelche lokale Schwächen in der Säuglings-erziehung zu sehen sind. Am wenigsten ist dies in den Kantonen Uri und Appenzel A. u. S. der Fall, in denen die Säuglingssterblichkeit die niedrigsten Zahlen zeigt. In diesen Kantonen ist die Säuglingssterblichkeit die niedrigste, was früher umgekehrt war.

Das Schulbeispiel hierfür ist St. Gallen. 1904 hatten in der Stadt im ersten Lebensjahre von 100 Lebendgeborenen 18 starben, im Kanton nur 10. Im Jahr 1942 war der Sterblichkeitsgrad im Kanton 4 Prozent, im Jahre 1944 nur noch 3.3 und im Jahre 1945 nur noch 2.7 Prozent.

Die schweizerischen Säuglinge haben mit schon vor Jahrzehnten aufgeführt, wie die Kindersterblichkeit von Geburt zu Geburt, oft von Gemeinde zu Gemeinde aufsteigt, so sogar um ein Vielfaches, variieren konnte, je nachdem eine Gemeinde auf Grund ihrer Erziehung und ihres Alters sich mehr oder weniger einsetzte für die natürliche Bruternährung. Mit der allgemeinen Einführung der Kinderpflege als wichtiges Glied der Familienausbildung ist es überall möglich vorwärts gegangen.

Die sogenannte "Stillsfähigkeit" der Wöchnerin ist also weitgehend abhängig vom Personal, das die Früh-Entbindung betreut. Das gilt aber nicht nur für die Hausgeburt, sondern genau gleich für die Klinikgeburt. Und da darf ich nicht vergessen, daß unter dem Namen "Stillsfähigkeit" oft ein Verstoß gegen die Natur liegt, wenn man nicht nur den Frauen Stillspräparaten ausreicht würde, sondern auch dem aufopfernden Personal, das sich bemüht, um das Stillen in Gang zu bringen.

Genau die Säuglingssterblichkeit muß in der Schweiz noch weiter abnehmen, bis zur sogenannten Null. Diese wird erreicht, wenn alle vermeintlichen Todesursachen möglichst ausgeschaltet sind und nur noch die unvermeidlichen zurückerleben, wie zum Beispiel die Lebensschwäche aller kleiner Frühgeborenen, die angeborenen

schweren Mißbildungen und die unvermeidbaren Geburtsrisiken. Diese normale Säuglingssterblichkeit dürfte im großen Durchschnitt 2 Prozent nicht übersteigen. Eine niedere Säuglingssterblichkeit (die den Wegfall der vermeintlichen Gesundheitsrisiken voraussetzt) verleiht uns aber immer auch die positive Förderung der Gesundheit der Mütter.

Wenn einmal unter fast 40 Jahren verheirateter und gepflegter Ideal sich vorwirklich sollte, daß keine Säuglinge mehr in die Welt treten, ohne das nötige einwirkende Wissen in Hauswirtschaft und Kinderpflege mitzubringen, und folgerichtig, dann jede Mutter (mit den wirklich zwingenden Ausnahmen natürlich) für Kind selber längere Zeit stillen würde, dann wäre die Norm der Sterblichkeit bald erreicht. Zum großen Glück gehen wir jetzt auch der Mutterschaftsversicherung entgegen, die nicht nur zum Segen der Mütter, sondern auch zum Wohle der Säuglinge sich hilfreich auswirken wird.

Frau Dr. med. Imboden-Kaiser.

„Warum das?“

Ihre Frage, sehr geehrte Redaktorin, nach der auffallend hohen Säuglingssterblichkeit in den Kantonen Uri und Appenzel A. u. S., rührt an die uns Kinderärzten wohlbekannte Tatsache der im allgemeinen höheren Säuglingssterblichkeit auf dem Lande gegenüber derjenigen in den Städten, die gelegentlich schon unter 3 Prozent sinken kann.

In den Städten steigt fast überall heute der junge Mutter eine Säuglingsstillergesellschaft zur Verfügung, in der das Stillen regelmäßig fortgesetzt, fachlich unterstützt und in Bezug auf seine Ernährung individuell betreut wird. An der Stadt kann die junge Frau auch bei Bedarf, in denen sie über die Entmilchung, die Pflege und Ernährung des Säuglings unterrichtet wird. Ihr Beratungsamt wird gewährt, ihre Kenntnisse werden vertieft, Möglichkeiten der sachgemäßen Hilfe durch Spezialärzte wird wirklich vorhanden. Die Wichtigkeit und Bedeutung des Stillens, der natürlichen Säuglingsernährung, werden immer wieder ins Bewußtsein gerufen, und auf die künstliche Ernährung, falls sie nötig werden sollte, wird alle ebendiese Sorgfalt verwendet. Beginnende Krankheitszeichen werden beobachtet, vorbeugende Maßnahmen sind ganz selbstverständlich, man berät an die Nachsorgeprophylaxe, an die verschiedenen Impfungen.

Wie diese Dinge fehlen noch häufig auf dem Lande, die junge Mutter sieht oft unversichert, rat- und hilflos vor ihrem Säugling, so daß trotz aller Liebe zum Kind eben doch Fehler gemacht, Unterlassungen begangen werden und schwere Krankheitszustände entstehen können, die oftmals zum Tode führen.

Wir Frauen sollten daher immer wieder den Fortbildungunterricht für unsere Töchter, Kurse für die Frauen und einen ganz verteilten Hauswirtschaftsunterricht im letzten Schuljahr verlangen, wo die für die jungen Mütter so notwendigen Kenntnisse gelehrt, geübt und stets wiederholt werden können, und die Errichtung von Fürsorgestellen fördern und fördern.

Wir glauben kaum, daß die Mütter im letzten Schuljahr schon großes Interesse an Säuglingspflege haben dürften, und würden eher obstakuläre Kurse in der Zeit vor der Verheiratung wünschen. Die Red.

Unsere Liebesgaben sind die Außenpolitik des Herzens

Aktion der Schweizerkreuz für jugendliche Kinder und Mütter. Zentralsekretariat Kantonskassastr. 1, Zürich, Postfach-Konto VIII 2116.

Schnell, schnell ein mal in die Stadt, ins Dorf laufen, um vor Ablauf der großen Aktion am 15. November 1946 noch ein letztes Mal ein oder mehrere 2-Fr.-Päddli zu bestellen. Der Winter beginnt, Weihnachtszeit rückt heran, gewiß unsere Lebensmittellisten werden kleiner und kleiner — aber sicher langt es noch zu einem oder mehreren Päddli mit oder ohne Coupons. Diese Außenpolitik liegt auf uns Frauen!

Spitäler suchen Schweherinnen

Was bedeutet dieses neue Wort? Was ist eine Schweherin? — Ein Mädchen von 18 Jahren oder älter, das gemittelt ist, den Krankenschwestern bei ihrer Arbeit zu helfen. Es gibt auf den Abteilungen eines Spitals verschiedenste Arbeiten, die keine Berufsausbildung als Schwester voraussetzen, die aber auch gemacht werden müssen und zum Wohlfühlen der Patienten nicht wenig beitragen. So zum Beispiel Tisch- und Platzaufräumen, das Essen bringen und wieder abräumen, Tee kochen, Blumen ordnen, den betagten Patienten die Toilettegegenstände bringen und

auch andere sich freiwillig als wertvolle ein halbes Jahr einem Spital zur Verfügung stellen. Die Zeit, die ein Mädchen als Schweherin arbeitet, wird ihr nicht an einer späteren Ehezeit als Krankenpflegerin angerechnet. Aber manches Mädchen, das sich für diesen Beruf interessiert, kann sich als Schweherin ein Bild vorzeichnen und sich auf Erziehung und Neigung zum Schweherberuf prüfen. Schweherinnen sind, bedeutet auch eine gute Vorbereitung auf eine spätere soziale Tätigkeit. Schweherinnen ist kein neuer Beruf, sondern eine Tätigkeit, die jedem jungen Mädchen vorübergehend offen steht, ob Maturandin, ob Arbeiterin, ob Bauernmutter, ob Büroangestellte, vorausgesetzt, daß sie von der Person ist, in den Spitälern arbeiten etwas zu deren Erhaltung beitragen. — Alle Schweherinnenstellen geben nähere Auskunft an. G. N. Schweizerisches Frauenkennzeichen, Werturstraße 45, Zürich 7.

Eine Genesrättin

Die Volkswirtschaftslehre

Dieser Tage wurde die aus dem Visocoseheim in Gersheim nach Zürich überredete Volkswirtschaftslehre offiziell dem Betrieb übergeben und dieser erfreuliche Grund gab den Anlaß zu einem kleinen nachbereitenden Festessen im neuen Saal auf dem Rindberg. Bekanntlich hat die Stadt Zürich diesen herrlichen Park in der „Emge“ samt den zwei darin liegenden Bienenständen vor einiger Zeit käuflich erworben. Die eine Bienenstock — die Villa Weidmann — dient augenblicklich wohnungsfreier Bienen als Unterkunft, die andere wurde dem Schweizerischen Verband Volkswirtschaftslehre zur Verfügung gestellt, um seinen Personalnachwuchs zu unterrichten. Ein glücklicher Gedanke; denn der zum größten Teil aus städtischen Mitteln bestrittene Zenausbau hat bewiesen, daß Bienenhäuser fast sehr wohl in „Schulhäuser“ umgewandelt werden können, sofern allerdings das Anzeigebild zu glücklich dem Vorhandensein entspricht werden kann.

Nach einem frisch gelungenen Lob des Schillerinnenvereins begrüßte in den festlich hergerichteten, wohligen Räumen Frau Dr. h. c. Ziblin-Spiller, die bekannte Präsidentin des Verbandes Volkswirtschaftslehre, den anwesenden Stadtpräsidenten von Zürich, Herr Dr. Vögelinger als „Hausvater“, die zahlreich erschienenen Gäste und Presseleute und gab dem herzlichsten Wunsch Ausdruck, diese neu installierte Hochschule möge gut gedeihen und immer den erwünschten Zulpruch erhalten.

Der Verband Volkswirtschaftslehre hat heute 120 Kantone und Volkswirtschaftslehre in der Schweiz und öffentlichen Betriebe, eine ganze Anzahl Soldatenhäuser, sowie Jugend- und Beratungsstellen. Seine rund 1200 Angestellten sind in der ganzen Schweiz verteilt, von Ghallo bis zum Bosenen, vom Simplicon bis zum Jura finden wir die freudigen, gut geschulten, laubenden Töchter, die sich in den Dienst des B-V einstellen.

Anschließend ergriff Herr Dr. Vögelinger das Wort und gab in einer launigen Ansprache der Freude Ausdruck, daß die „Kole Villa“ — so heißt die Volkswirtschaftslehre — einem geistig wichtigen Zweck und einer so wichtigen Wohlfahrtsinstitution wie der Volkswirtschaftslehre gestellt werden konnte, die — stellen ist es der Fall — eine Subventionen für ihren Betrieb in Anspruch nimmt.

Herr Dr. Kull (Bern), der Vizepräsident des Verbandes, verdankte sodann die geleisteten guten Dienste der Leitung, der Architektin Frauellen Herren, und des Lehrpersonals. Nach einer festlichen Bewirtung, der Kosthülle der Schillerinnen alle Ehre machte, orientierte Frauellen Schumacher, Vizepräsidentin, über Zweck und Ziele der im Rindberg durchgeführten Kurse.

Da ist vor allem der Ankerpunkt für Hauswirtschaftliche in hauswirtschaftlichen Großbetrieben. Er dauert sechs Monate, wozu die Schillerinnen die erste Hälfte intern absolvieren und die zweite als Praktikantinnen in den verschiedenen, dem Verband unterstellten Betrieben. Sie erhalten in dieser Zeit praktischen und theoretischen Unterricht in allen Hauswirtschaftlichen und außerdem das nötige Tempo, das zur Bewältigung bei Strohbetriebe — wie er zum Beispiel in Arbeiterkassen unermesslich ist — verlangt werden muß. Das Kursgeld ist sehr niedrig, es ermöglicht mit seinen 120 Franken auch Töchtern aus finanziell schwachen Familien die Einführung in einen Beruf, der bei vorhandener Eignung nicht nur gute Entlohnung, Kraft und Logis samt bezahlter Kranken- und Unfallversicherung

BAHNHOFBUFFET
 Jakob Burckhardt
 Zürich

nen Mädchen sprach französisch, und doch verstanden die Kinder bald gänzlich.
 „Voyez, comme il nous comprend, Mademoiselle Käthli!“ riefen die kleinen Mädchen triumphierend. Michaela und Käthli, die sich nebeneinander in den Sand gesetzt hatten, lächelten dem Spiel der Kinder zu.
 „Das ist fast wie eine Antwort auf die Frage, die mich eben quälte“, sagte Michaela. „Der Vater des kleinen behauptet, zwischen verschiedenen Kulturen lie eine Gemeinschaft möglich. Schon die verschiedenste Sprache ist die natürliche Schwelbende. Immer ist das Schwer zwischen ihnen entscheidend.“
 „Was? rief Käthli, „das sagt ein erwachsener denkender Mensch! Nichts kann mich so wie das in Hartnäckigkeit bringen. Denn ich — ich bin eine Schweizerin.“
 Sie lächelte, als hätte sie damit alles gesagt.
 „Ach, ling Michaela wieder an, warum können Sie dieses so gut, Deutsch und Französisch?“
 „Ja“, sagte Käthli, „weil ich nicht nur die Mutterprache, sondern auch noch die anderen Bundesprachen wie eine Muttersprache zu verstehen. Was, das behauptet einer, zwischen verschiedenen Kulturen lie eine Gemeinschaft möglich? Bei uns gibt es drei und vier Kulturen und Sprachen und doch sind wir nur ein Volk und haben die eine Sprache mit dem weissen Kreuz, und die eine Freiheit, die wir gemeinsam erwidern. Mein Vater erzählt so gern, wie diese Gemeinlichkeit den Schweizer Männern beim Grenzdienst im Weltkrieg erst wirklich zum Bewußtsein gekommen ist, wie da die Weissen und Deutschschweizer und Teffi-

ner sich erst wirklich nach gekommen sind. Mein Vater, der nur ein Bauer ist, aber Gemeindepresident und in vielen Ehrenämtern, sagt immer: unser kleines Schweizer Volk hat in Mühen und Weiden mit Gottes Hilfe die Aufgabe gelöst, die ganz Europa und letztlich die ganze Welt wird lösen müssen: den Frieden der Welt. So klein und unvollständig die Schweiz ist, so etwas Großes stellt sie dar: ein Vorbild der Zukunft. Und dann sagt er immer: Welt wir das Kreuz in der Fahne haben, so müssen wir es auch im Herzen haben, und das heißt die christliche Liebe leben. Uns darf nicht wohl sein, solange wir den Nachbarn über dem Meer oder über dem Berg in Sorge wissen. Jeder soll jedem helfen, wie ein Bruder und ich helfen lassen, von Mensch zu Mensch, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt. Auch der Stand darf uns nicht trennen, sondern muß uns verbinden zu gegenseitigem Dienst.“
 „Und so soll es weiter gehen über die Grenzen, von Volk zu Volk, von Land zu Land, ja“, fuhr Michaela fort.
 Sie hatte mit Spannung zugehört, sah auf die spielenden Kinder und eine große Freude und ein großer Frieden lag in ihrem Herzen ein. „Ich danke Ihnen, Fräulein Käthli“, sagte sie. „Auf einmal ist ein Ziel sichtbar, ein Weg im Beglückten aufgetan. Es war so schwer, kein Ende abzusehen der Kämpfe und Kriege. Mein Vorgesetzter ist im letzten Krieg gefallen. Das eigene Leid wuchs ins allgemeine. Vesh kann ich wieder hoffen. — Ich sollte mit dem Kleinen heimgehen. Sehen wir uns wieder?“

„Selbstverständlich!“ antwortete Käthli. „Die Kinder spielen ja so schön zusammen.“ — „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Adieu! Adieu!“ riefen sich die beiden jungen Mädchen und die Kinder noch lange zu. Peter war auf dem Heimweg so glücklich, wie Michaela ihn noch nicht gesehen hatte. Als sie an der Portierloge vorbeikam, fragte der Kartentönig:
 „Nun, was es schön, Fräulein Michaela?“
 „O, sehr schön!“ antwortete sie. „Wissen Sie, ich habe eine Bekanntschaft gemacht. Ich möchte Ihnen davon erzählen.“
 „Ein junger Mann?“ fragte der Kartentönig und zog seine halbmondförmigen Augenbrauen beiseite und erschrocken hoch. Michaela mußte lachen und erwiderte:
 „Nein, ein junges Mädchen.“
 „Dann ist es besser“, stellte der Kartentönig fest. „Ich komme einmal, wenn ich frei bin, mit Ihnen. Ich habe auch viel zu sagen.“
 Er streckte ihr zum ersten Mal die Hand aus seinem Fenster heraus, und sie schloß, wie die ihre erkannte, als sie sie in die seine legte.
 „Guten Abend.“
 „Guten Abend, Fräulein Michaela.“
 Als sie mit dem Kleinen beim Nachtessen saß, kamen die Eltern herein.
 „Nun, Peter, wie geht's?“ fragte der Vater.
 „So gut“, sagte Peter. „Sie haben mit mich gespielt. Sie heißen Vili und Lolo und Lulu und sie haben mit

gezeigt, wie man mit Mäuschen Fenster in die Burg macht und mit Seetang schöne Mäuser.“
 „Was heißt das?“ fragte der Major und wandte sich an Michaela. „Was waren das für Kinder? Franzosen?“
 „Ja“, antwortete Michaela, „drei kleine französische Schweherinnen mit ihrer jungen Schweizer Erzieherin.“
 Die Majorin rief:
 „Peter soll nicht mit Kindern spielen, deren Eltern wir nicht kennen.“ Und der Major fügte hinzu:
 „Und gar mit französisch! Das verleiht ich ein für allemal. Sie sind da, um mit ihm zu spielen.“
 „Jawohl, Herr Major!“, sagte Michaela und schloß sich im letzten Augenblick feige, daß sie nicht erzählte, wie wohl sich der kleine Peter in der Gesellschaft der Kinder gefühlt hatte. Aber sie hatten ja selbst noch den Abgang seines Glückes in seinem Weien gesehen und gönnten es ihm nicht.
 „Also, es wird nicht mehr mit fremden Kindern gespielt!“, schloß der Major ab. „Ich werde selber an den Strand kommen und mich überzeugen.“
 Sonntags Rie Käthli Michaela ins Gesicht, aber sie lenkte den Kopf. Als sie endlich im Bett lag, mochte die Gedanken auf sich lassen, was sie erlebt hatte, tangte an ihr vorüber. Zuletzt kam der Kartentönig an ihrem Bett, bei ihr eine kleine Schale mit Süßigkeiten und verlangte dafür einen Kuf.
 (Fortsetzung folgt.)

